




A. u. A. Hof-Photograph Rudolf Argimant, Jfhl

Friedr. Hallwachs



Friedrich Haßlwander,
der Künstler und Bibliophile.

(Zum Gedächtnis)

Von Erich Mennbier.

Phantasie und Pathos haben in ihm nach drei Seiten gewirkt: im Talente für die Malerei, im Triebe zum poetischen Ausdruck und endlich am stärksten in der Begeisterung für die Kunst überhaupt, in der Liebe zu ihren Werken, voran zum Buche, dessen Besitz ihm erst den wahren Genuß daran vollkommen machte. Damit hat er Wunsch und Ideal seiner Jugend lebenslang wach gehalten, in dieser Hingabe war er immer derselbe Schwärmer im guten Sinne, dessen freiausziehenden Gedanken aber ein festgegründetes Berufsleben den Begriff der Wirklichkeit nie verlieren ließ.

Das war bei ihm wie bei vielen andern. Das Benehmen des äußeren Lebens unterschied sich vom Treiben seiner geheimen Geschichte. Wenn ihn sein pädagogischer Künstlerstand losgebunden hätte, so wäre das gar nicht nach seinem natürlich ruhigen Willen gewesen, denn er liebte um alles die Ordnung; die Sorgen des Tages konnte er dort nicht brauchen, wo es ihn immer hinzog: in den Landschaften seiner romantischen Lieblinge, in den Sefilden von Mozarts Seligkeit.

Mit der sicheren Erfahrung des Weltbürgers sprach er freundlich zu Kindern und Schülern von gewöhnlichen oder nützlichen Sachen, um gleich darauf mit einem Kollegen, Jünger oder Kunstrichter die schwierigsten geistigen Aufgaben zu diskutieren, vom geliebten und gemeisterten Schachbrette weg löst er die Zeit bewegenden künstlerischen Fragen mit seinem festen, unverrückbaren Urteile, eindeutig und schroff aus den harten Prinzipien seiner Überzeugung, ohne verlegene Zweifel und abweichende Worte. Alles war in diesem erstaunlich vielwissenden, mächtig geformten Kopfe festgelegt und drängte unter lebhafter, aber treffender Gebärde der feinen Zeichnerhände heraus, mit der Betonung einer bühengewandten Stimme. In solchen Augenblicken war der alte,

liebenswürdige und herzensgute Herr mehr Prediger als Polemiker, es war ein Hineinreden seiner Gründe und Ansichten, die ihm vom Herzen quollen und durch die respektheischende Person des Sprechers einen feierlichen Ernst erhielten, der seine Autorität auch in den krassest gefärbten Ausfällen auf die Zeit und deren Meister zu bewahren wußte. Das war die Leidenschaftlichkeit in ihm, der Kampf für die vermeintlich gefährdeten oder vergessenen Idole seiner Bildung und seines Glaubens.

Sie waren stets dieselben. Schon als Kind war er unter ihren Gestalten heimisch, denen der Malerei und Literatur. Josef Haslwander, der Vater, war der ausgezeichnete Alt-Wiener Maler, der Freund Karl Rahls, der in fleißiger Vielseitigkeit unter manchen Sorgen seine Meisterschaft unberührt vom Tage übt, an Amerling, Waldmüller, Schwind und Kriehuber sich messen läßt, seinen Pinsel aber nie zu manirierten Einfällen ansetzt oder gar in die Farbe der Reklame taucht. So sieht er zuletzt fast mehr die Verdienste seiner äußeren Pflicht anerkannt als die seines heiligen inneren Berufs und weiß sich höchstens als Illustrator in ungewöhnlicher Schätzung. Spindler, Stelzhamer oder österreichischen Geschichtswerken widmet er sorgsame Bilder für Stein und Schabeisen.

Schon damit wäre die Brücke zur Literatur gelegt, doch besaß der verehrte Vater auch seinen sauberen Bücherschrank mit den reinlichen Ausgaben von Shakespeare, Goethe, wohl auch den Märchen aus 1001 Nacht, in denen der seit dem 4. Oktober 1840 gesund und stark heranreifende Sohn bereits in frühem Alter seine treuen Freunde fand, auch ein oder das anderemal der verschwiegenen Kleinen Schwester von heimlicher Lektüre in „Romeo und Julia“ berichtete, wie er sich nicht hätte zurückhalten können, die beim Titel lieblich konterfeite Heldin zu küssen.

Fritzens früh verratene Zeichenbegabung fand väterliche Aufmerksamkeit, doch dachte man vorerst an „praktischere“, vielleicht einträglichere Betätigung. Der Weg nach der Realschule, wo der strenge „alte“ Vernaleken den etwas schwärmerischen Abiturienten nicht gut leiden mochte, führte unter Erwägung des Eintritts in den Telegraphendienst zu kurzem technischen Studium, worauf endlich der junge Mann, der im Kolleg der Integralen seine erste Novelle geschrieben hatte, bei Wurzünger in die Akademie eintrat und alsbald mit aner kennenden Preisen in sieben tüchtigen Jahren die Berufswahl rechtfertigte. Diese in der damaligen Zeit ungewöhnliche Ausbildung des Mittelschulprofessors hielt ihn in Wien fest und machte ihn später zum Nachfolger des Vaters, dessen Erfolge er weiterbaute, nicht zuletzt im Sekretariat der Pensionsgesellschaft bildender Künstler.

Und er hätte ebensogut noch Literaturprofessor sein können. Poesie wie Malerei hielten ihn; der eifrige Besuch des alten Burgtheaters hinterließ aus Fichte, Wagner und Sabillon Eindrücke in dem empfänglichen Kopfe, die ihm zu klassischen, alleingültigen Typen auswuchsen. Und diesen drei Musen wollte er selbst dienen. Zum Schauspieler fehlten nähere Bedingungen, wahrscheinlich auch die materielle, die selbst eine Ermunterung Laubes nicht zu zerstreuen vermochte und den dilettierenden Mimen auf Rezitationsabende in Freundeskreisen verwies.

Die Malerei als Berufsfach konnte nur schmale, nicht immer günstig beleuchtete Mußestunden erübrigen. Um so mehr die Poesie. Ihr fühlte sich Haslwander ganz angehörig, sie hat ihn von allen Künsten am meisten beherrscht, um den Titel eines deutschen Dichters rang sein ganzes künstlerisches Gewissen. Ein denkbar bestes Gedächtnis unterstützte seine Belesenheit. Die ersten und schönsten Bilder entstehen ihm aus Reminiscenzen der Literatur. Richard III., der Faust, Bürgers Lenore werden die Figuren seiner Kartons. Aber überall sind Gespenster dabei, zumindest Hexen. Das ist's, was ihn nicht mehr ausläßt. Das Schauerliche, der gruselige Spuk muß in seiner aufgeregten Phantasie als die eigentliche, wahre Romantik tollern, als höchster Ausdruck des einzig richtigen Mythos in der Kunst, als die letzten Dinge dessen, was sich nie und nimmer hat begeben.

Seine Devise und seine Anschauung von der Romantik. Diese Welt — nicht zu vergessen die Verwertung ihrer reizenden Frauengestalten — hat der vergötterte E. T. A. Hoffmann gezaubert und gemalt; der Vater vom Klein Zaches, der Autor der Kreislerpapiere, der Anbeter Mozarts! Hier war der Mann des Rechts, hier war der Meister von Spuk und Farbe, dem selbst der hochgeschätzte Poe, der verehrte Apel samt dem oft gezwungenen Solitaire das Wasser nicht reichen können.

Nur in diesem Sinne bleibt Haslwanders Wunsch, ein Romantiker zu heißen, verständlich, denn die eigentliche Schule der Berliner Vorlesungen, der Athenäumfragmente und der Nachthymnen war ihm ein Greuel. In eine ganz andere Romantik als die des gelehrten Haym gehören Haslwanders „Phantasiestücke“, die er mit 54 Jahren sammelte. Novellen mit Wundern und Geistern im Jahre 1894! Sie entstammen den Erinnerungen an 1001 Nacht, der Freude an E. T. A. Hoffmann, dem Stile der älteren Erzähler mit ihrer Vollendung des Unpersönlichen in Sprache und Form, wo die Anmut, der Schwung (ein Lieblingswort!) des Stils jede Charakteristik aus dem Felde schlägt. Die Phantasie allein hat das Wort in dieser Verwechslung des

Romantischen mit dem Phantastischen, wo alles schön sein muß, um lieben und dichten zu können. Die Kunst hat zu erfinden, zu erheben, alles andere ist traurig und vom Bösen. Ein voll bewußter, künstlerisch eigensinnig durchgeführter Gedanke.

Genau so wie in den zahlreichen Gedichten und dem vereinzelt Einaktet „Das Opfer“ mit der Tragödie des Heinrich Stieglitz. Balladen wie „Dygmalion“ und „Am Nixenteich“ sind formell gelungene Stücke, aber ohne Alter und Heimat, das Allgemeine schaut überall über das Besondere hinweg. Die reich gepflegte, äußerlich von Bürger und Herwegh bestimmte Lieblingsform des Sonetts gilt der Minne in unveränderlichen Gestalten, den Größten der Menschheit mit den Wendungen der sprachlichen Tradition, mag nun Napoleon, Goethe oder der Freischütz im Titel stehen. Die an Cervantes gerichteten Sätze hätte auch Ariost mit freundlicher Miene auf sich beziehen können.

Der Vergleich mit Hoffmann ist bei Haslwander zum Kapitel geworden, obgleich er nur sehr bedingt gelten darf und mehr auf dem äußeren als anderswo fußt, gelegentlich nur vom Titel verleitet wird. Künstlerisch trennt die beiden die gänzlich verschiedene Behandlung des Außernatürlichen. Während der Serapiondichter in seinem Gespensterglauben überzeugt lebt und die wunderlichen Unheiligen aprioristisch aufziehen läßt, gehen die anderen Phantastikstücke des Wiener Poeten selten über die Grenze des Traums, haben eine weit schwächere Erfindung, holen sich ihre sonderbaren Personen aus der nächsten Umgebung, um endlich alles ins Natürliche auslaufen zu lassen, wenn nicht — wie in Haslwanders überhaupt bester Dichtung »Les contes d'Hoffmann« — eine Vision in der lokalen Bestimmung des Ringtheaterbrandes aktuell wird.

Ohne jede Entwicklung oder Abänderung ist dieses mehr als fünfzigjährige Schaffen von den gleichen Prinzipien ausgegangen und nach denselben Zielen geschritten; nicht ohne etwas an Verbitterung aus der schroffen Stellung gegen die Zeit anzunehmen. Stoffe wie Vorwurf sind gewöhnlich der sinnlichen Nähe entnommen, aber die Ausgestaltung mußte ins Phantastische gehen oder darein umschlagen, damit sie dem Autor gefalle.

Aus der Begeisterung für die Kunst hat er gearbeitet und ihr hat er auch seine stärkste Vorliebe entgegengebracht, die bis ans sinnliche gehende Liebe zum Buche. Er war Bibliophile alten Korns; fern von Vereinen, ganz in eigenem Geschnack und nach persönlichen Wünschen sammelte er mehr als ein halbes Jahrhundert, in einer Zeit beginnend, die sich weder nummerierte noch künstlerisch angerauchte Exemplare träumen ließ. Damals, als man noch

den rheinischen Most um drei Mark und Harsdöffers Kolloquia um fünf Gulden mühelos kaufen konnte. Außer der Weltliteratur mit den deutschen Übersetzungen speicherte Haslwander die erzählende Literatur etwa seit Wielands Anfängen bis zu Tiecks Tode auf und gab damit eine tatsächliche wissenschaftliche Leistung, weil er bei dem damaligen Mangel an Bibliographien und übersichtlichen Katalogen ganz auf empirisch markierten Wegen schreiten mußte und oft über keinen andern Plan als die den alten Romanbüchern beigehefteten Anzeigebogen verfügte oder gelegentlich einem alten Leihbibliotheksverzeichnis die Notizen entnahm, wobei Kurz und Menzel mit literarischen Winken dienten. So begann er die Aufstöberung seiner Spezialitäten, der schön erhaltenen Exemplare von Vulpius, Spieß, Cramer, Train, Soden, Sternberg, Starklof, Schiff, Wachsmann, Weisflog und Julius von Vofß. Sie blieben Sportobjekte einer bibliophilen Grille, die damit keine Ziele eines launigen Geschmacks erreichte, der sich in viel ernster zu nehmenden Sammlungen um Apel, Beckstein, Vogl und Solitaire bemühte, wobei der bis zu einer kleinen Überschätzung kultivierte Ernst Ortlepp oben auf blieb.

Damit sind die Pfleglinge dieser schönen Bibliothek genannt, wie sie um den vergötterten E. T. A. Hoffmann gehütet wurden und bei denen der glückliche Besitzer immer wieder einkehrte, wenn ihm nicht Kogebues Situationswitz oder Thümmels schmunzelnde Erotik einen verregneten Sonntag aufhellten.

Über 6000 Bände hat er besessen und sie haben ihm alles Verlangen gestillt, denn er war Genießer, nicht Benutzer des Buches. Werkzeugen und gelehrten Sachen — ausgenommen einige Kunstgeschichte — blieb er in der Abkehr vom sogenannten Exaktwissenschaftlichen fern. Auf eine gelegentliche Frage, ob er einen Kant besitze, deutete er nicht ohne Mitleid auf den Frager blickend zum Faust. „Hier ist die einzige Philosophie.“ Das war eben alles sein gutes Recht, auch die Ignorierung der altdeutschen Literatur. Gestalten wie Jakob Grimm, La Harpe, G. Keller, Flaubert oder Raabe standen ihm ebenso außer dem Begriffe wie etwa Rolland. Sie ließen ihn kalt und er verlor kein Wort über sie, sehr zum Unterschiede von den Andern, nach denen er den oft unbedachtjam gespannten Bogen voll heiligen Zornes anlegte. In Dostojewski und Ibsen erblickte er die geschworenen Erbfeinde der Kunst und seine maßlosen Ausfälle auf Tolstoj, Wagner und Hauptmann trieben aus demselben Hasse heraus, der ihm sein starres System von der einzig wahren Kunst diktierte, das System einer Ethik, die bis zur tiefsten Leidenschaftlichkeit ihren Glauben verfocht, die mit ihren Worten den Schweigenden manch-

mal sehr hart getroffen hat, deren Mut aber niemand die Achtung des ehrenvollsten Segners versagen wird.

Einen heißersehnten Wunsch hat der verehrte Mann nicht mehr erlebt: die Aufführung von Hoffmanns „Undine“, der zuliebe er jahrelange Bemühungen und Kosten nicht scheute. Nur in zwei Konzerten (Baden und Wien) hörte er seine Mühe mit Teilen der Oper belohnt.

Das Bewußtsein, der echten Kunst gedient und angehört zu haben, hielt den alten Herrn jung und fröhlich. Er war innerlich noch lange nicht 74 Jahre, als er am 1. September 1914 im dem Greiner Landhäuschen plötzlich zu leben aufhörte.

